

Professor Dr. Fairy von Lilienfeld

„Vision Europa"- mit getrennten Kirchen?

Christus-Nachfolge statt Mammonsdiens auf dem Weg in die Zukunft

I.

Seit dem letzten Weltkrieg gibt es in Europa die Vision von einem geeinten Europa - ein Anerkennen europäischer Gemeinsamkeit, deren politische Verwirklichung den Bewohnern Europas ein friedliches gemeinsames Leben, friedlichen Handel und Wandel und damit die Erreichung eines gewissen Wohlstands sichern sollte. Diese zu verwirklichende europäische Gemeinschaft sollte gemäß den Vätern dieser Idee - unter denen vor allem Robert Schuman und Jean Monnet, aber auch Winston Churchill genannt werden müssen - eine neue Epoche der europäischen Geschichte einleiten. Sie sollte sich bewußt von der vorhergehenden Epoche Europas unterscheiden, der Epoche haßvoller „Erbfeindschaften" zwischen europäischen Nationen, die immer wieder zu blutigen Kriegen geführt hatten, zuletzt zu den zwei schrecklichen Weltkriegen des 20. Jahrhunderts.

Das berühmteste Paradigma des 19. Jahrhunderts gaben Franzosen und Deutsche ab. Aber auch andere Nationen stellten sich gegeneinander: Engländer und Franzosen im Wettlauf um ihre Kolonialreiche, Deutsche und Engländer, Deutsche und Polen, die Slawen des Habsburgerreichs gegenüber dessen magyarischen Bewohnern einerseits, den deutsch-österreichischen andererseits und so weiter und so fort.

Für diese Periode des Nationalismus war typisch gewesen, daß jede Nation dabei das Bewußtsein ihres besonderen Wertes entwickelte, in dessen Namen ihr die Vorherrschaft in Europa, ja sogar in der Welt gebühren sollte: seien es die Franzosen als „grande nation", deren zivilisatorische Errungenschaften mit Herrschaft der Vernunft und des Rechts und der Bürgerfreiheit diese Vorherrschaft legitimieren wollte; seien es die Deutschen als „Volk der Dichter und Denker", die meinten, „an deutschem Wesen solle die Welt genesen"; seien es die Russen und der russisch orientierte Panslawismus mit der Idee von „Moskau als Drittem Rom" ... Man könnte noch lange in der Liste fortfahren.

Mit diesen Nationalgegensätzen sollte es nun ein Ende haben. Angestrebt war ein Europa, in dem die Nationen angesichts der Weltlage ihre gemeinsamen Interessen erkennen und in schwesterlichem Miteinander das gemeinsame Wohl in friedlichem Handel und Wandel

suchen sollten. Karl Marx und Friedrich Engels hatten noch im 19. Jahrhundert einen anderen Weg zur Überwindung der „imperialistische" Kriege gebärenden Nationalgegensätze gewiesen. Sie seien historisch überholt. Als Imperialismus des bourgeoisen Zeitalters seien sie gegen die Wohlfahrt der gegen Lohn arbeitenden Unterschichten all dieser Völker, gegen das „Proletariat", gerichtet.

Dem kämpferischen kriegsbereiten nationalistischer Imperialismus der Bourgeoisie setzte Marx einen anderen Kampf entgegen: den Klassenkampf des Proletariats. „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" hieß nun die Parole. Die neuerkannte Identität als Unterdrückte und durch Ausbeutung Versklavte sollte die alten historisch gewordenen nationalen Identitäten unwichtig machen, überformen. Erbfeindschaft, Haß zwischen den Nationen sollte vom siegreichen Proletariat abgeschafft werden; dagegen wurde allerdings ein anderer Haß gesetzt, der Klassenhaß, der dann gemäß der kommunistischen Zukunftsvision erst dereinst in der „klassenlosen Gesellschaft" dahinfallen werde.

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts hat es dann mit sich gebracht, daß in ihm auf dem Territorium des Kontinents „Europa" zwei Machtbereiche nebeneinander existierten: der eine, für den der Marxismus - in der Interpretation W. Lenins als „Marxismus-Leninismus" - Staatsweltanschauung war und der für die Vision der zukünftigen weltweiten klassenlosen und von der Herrschaft von Menschen über Menschen freien Gesellschaft leben sollte, und Westeuropa, das sich mit mehr und minder großer Intensität der Vision eines gemeinsam prosperierenden „Europa" widmete.

Die Vision „Kommunismus" ist aus Gründen, die wir hier nicht eingehend analysieren können, als wirkkräftige und legitimierende Idee für eine gegenwärtige Gesellschaftsordnung zusammengebrochen. Sie bietet den Menschen dort, wo in ihrem Namen Regierungsgewalt ausgeübt wurde, keine Hoffnung mehr. Die Wirklichkeit stand jedenfalls im totalen Widerspruch zu dieser kommunistischen Zukunftsvision: Es gab weiterhin Ausbeutung, Verarmung ganzer Bevölkerungsschichten, scharfe Gegensätze zwischen Klassen der Gesellschaft, ja das Erscheinen neuer Klassen.

Die Realität, die im Namen dieser kommunistischen Vision entstanden ist, ist besonders unerträglich wegen der weitgehenden Unfreiheit des Individuums, das sie mit sich bringt, und weil die Machthaber bereit waren, ganze Bevölkerungsschichten, die ihrem angestrebten Ziel im Wege zu stehen schienen, physisch zu vernichten, und dies in mörderischer Weise auch durchgeführt haben. Schon die Tatsache, daß jemand die Vision nicht teilt, „anders denkt“, macht ihn zu einem Menschen, der ausgemerzt, „liquidiert“ werden muß.

Dagegen trug die „Vision Europa“ dort, wo sie herrschte und in ihrem Namen Politik getrieben wurde, schon in der Gegenwart greifbare Früchte: jener im Vergleich zu den Ländern des „real existierenden Sozialismus“ angenehme Wohlstand der Mehrheit der Bevölkerung in den westeuropäischen Ländern, der selbst für die dennoch vorhandenen Armen und Benachteiligten ein mehr oder minder gutes soziales Netz ausspannt; die Freiheit der Berufswahl, des Wohnortwechsels und des Niederlassungsrechts (mag sie in der Tat auch nur relativ sein!) und die Freiheit, in den anderen Ländern dieses „Europa“ zu reisen, sie kennenzulernen, haben sich in der Praxis als besonders attraktiv und für die „Vision Europa“ gewinnend erwiesen.

Im Namen dieser Vision eines Handels und Wandels in Freiheit und Frieden, welcher nicht denkbar ist ohne ein über allen stehendes Recht und damit nicht ohne demokratische Gewaltenteilung, schien diese „Vision Europa“ und das Gebiet der „Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft“, wo man bestrebt war, sie immer mehr zu verwirklichen, äußerst attraktiv. Mehr Staaten traten der Europäischen Gemeinschaft bei; andere erwägen ernsthaft, ihr ebenfalls beizutreten.

Für viele Länder der postkommunistischen Welt bekommt die Forderung nach der „Rückkehr nach Europa“ fast den Geschmack der Aufforderung, in das „Gelobte Land“ aufzubrechen. Von dieser Vision her nährt sich auch das so populär gewordene Bild vom „gemeinsamen europäischen Haus“, das Michael Gorbatschow entworfen hat.

II.

Sie werden fragen: Was soll uns heute und hier diese dilettantische Kurzfassung eines politologischen oder staats- und gesellschaftsphilosophischen Referats? Was hat die „Vision — Europäisches Haus“ mit uns, der Kirche, den Kirchen, zu tun? Ist diese gesuchte und zum Teil schon gefundene europäische Gemeinschaft nicht etwas durch und durch Säkulares, Weltliches?

Wir Christen haben doch, von unserem Herrn und Seinen Aposteln gelehrt, eine ganz andere Zukunftsvision vor Augen: „die Stadt Gottes, das neue Jerusalem“

(Offb. 3, 2; 21, 2), „das Haus des Vaters unseres Herrn Jesu Christi“, jene „Stätte“ bei Gott selbst, da Christus „hingegangen ist“ (Joh. 14,2), d. h. den Kreuzestod gestorben ist, um sie uns, Seinen Jüngern, zu bereiten. Wir wissen mit dem apostolischen Brief an die Hebräer, daß „wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen“ (Hebr. 13, 14). Zudem hat uns der hl. Augustin wohl gelehrt, zwischen der civitas Dei und der civitas terrena zu unterscheiden.

Professor Dr. Fairy von Lilienfeld gehört zu den heute leider selten gewordenen Wissenschaftlern, die profunde Sachkenntnis mit einem wachen Interesse für die gemeinsamen kulturellen und universalen Probleme verbinden. Diese Fähigkeit läßt sie zu einem unersetzlichen Partner in der ökumenischen Bewegung werden.

Der hier veröffentlichte Vortrag ist ein exzellentes Beispiel für die christliche Sorge um die Perspektiven der Ökumene. Er wurde gehalten auf einer Begegnung der Konferenz Europäischer Kirchen und dem Rat der Katholischen Bischofskonferenzen in Europa, die vom 13. bis 19. November 1991 in Santiago de Compostela tagte.

Doch warum mußte er die Kirche diese Unterscheidung lehren und die HI. Schrift danach erforschen? Doch wohl, weil unser Herr Christus, der Sohn Gottes, hierher zu uns auf diese Erde, in diese unsere Geschichte, hineingekommen ist und die Menschen aufgerufen hat, sogleich, hier und jetzt, umzukehren und Ihm zu folgen. Bei Seiner Geburt verkündeten die Engel über dieser Erde und ihren Feldern und Hirten und Schafherden: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Mit Jesus Christus ist das Gottesreich schon hier ganz nahe gekommen (Matth. 3,2; 4,17; 10,7; Luk. 10,11). Ja, unser Herr Jesus Christus sagt im Johannes-Evangelium: „Wer Mein Wort hört und glaubt Dem, Der Mich gesandt hat, der hat das ewige Leben . . . er ist vom Tode zum Leben durchgedrungen“ (Joh. 5, 24). Und dennoch ist „die Stunde“, da auch die Toten, alle vergangenen Geschlechter, „die Stimme des Sohnes Gottes hören werden“ (V 25), noch nicht da.

„Alle, die in den Gräbern sind, werden Seine Stimme hören und werden hervorgehen, die da Gutes getan haben zur Auferstehung des Lebens, die aber Übles getan haben zur Auferstehung des Gerichts“ (V 28.29). Vor dem endgültigen Eintritt in das Reich Gottes, in dem nur die Guten, das Gute daheim bei ihrem Vater

sein dürfen, liegt die Schwelle des Jüngsten Gerichts. Aber das Gottesreich ist in Jesus Christus nahegekommen; die Rettung durch das Gericht hindurch in Ihm angeboten.

Wer selig sein will, zu diesem Reich gehören will, soll und darf sich schon hier nach seinen Kennzeichen richten, wie sie uns der Herr in den Seligpreisungen vor Augen malt (Matth. 5, 3-10). Der Schein, der Abglanz des Gottesreiches kann unter dem Wirken des Heiligen Geistes in unsere Welt fallen.

Für den Hebräerbrief ist so das Gelobte Land für Israel, das alte Gottesvolk (Hebr. 11, 9), ein vorlaufender „Schatten“ der „Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist“ (Hebr. 11, 10). Wenn nun „Vision Europa“ vielen als eine Art Gelobtes Land erscheint, könnten wir Christen sie auch in solch einem Lichte sehen, gewiß eingedenk der Vorläufigkeit dieses Schattens.

In der Tat „Frieden“, ein friedliches Zusammenleben der Menschen und Völker im „europäischen Hause“! — Wir sind von unserem Herrn seliggepriesen, so wir Friedensstifter sind (Matth. 5, 9). Wie sollten wir Christen hier nicht am Platze sein?

Und noch mehr: Das einträchtige Bei- und Miteinanderwohnen der verschiedenen Völker und Länder — ist es denn zu verwirklichen ohne das „neue Gebot“ Christi, „daß ihr euch untereinander liebet, wie Ich euch geliebt habe“ (Joh. 13, 34)? Das Psalmwort „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! ... wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zions! Denn dort verheißt der Herr den Segen und Leben . .“ (Ps. 132/133) ist hier wohl angebracht.

Es ist eine Entdeckung, eine Neu-Erfahrung, die mitten in einer seit Jahrzehnten betont atheistisch erzogenen Gesellschaft gemacht wurde, daß die Gesellschaft unmenschlich wird, wenn die Barmherzigkeit — und damit Nächstenliebe — zu einer „veralteten Tugend“ vergangener „bürgerlicher Zeiten“ erklärt wird (so in sowjetischen Wörterbüchern der vergangenen sieben Jahrzehnte). Selbst vielen Menschen, die nie etwas vom christlichen Glauben gehört haben, dämmert es im Bankrott der kommunistischen Weltanschauung, daß es in geheimnisvoller Weise zusammenhängt, wie eine Gesellschaft sich zu Gott und zum Menschen verhält.

Die Erfahrung des 20. Jahrhunderts ist voll davon, daß Regime, die Gott leugnen und Ihn lästern und schmähen, auch die unveräußerliche Würde des Menschen, jedes Menschen, leugnen und lästerlich und schmählich mit Menschen umgehen. Gerade im postkommunistischen Bereich erkennt man oft besser als im „Westen“, daß die „Menschenrechte“ etwas mit der von Gott dem Schöpfer verliehenen Würde des Menschen — wie die

Heilige Schrift sagt — als „Gottes Ebenbild“ (Gen. 1, 26) zu tun haben.

Die großen Kirchenväter, insbesondere der hl. Gregor von Nazianz und die großen syrischen Theologen, sprachen von den „urväterlichen Ehren“, d. i. dem unendlichen Wert und der Würde Adams und Evas, die Christus durch Seinen Opfertod wiederhergestellt habe. Es erhebt sich gegen Gott, wer seinen Bruder umbringt wie Kain den Abel (Gen. 4).

So verbinden viele Menschen außerhalb der Europäischen Gemeinschaft mit dieser viele Hoffnungen auf ein „menschenswürdiges“ Leben. Wie ich schon sagte: Die westliche Welt und mit ihr die „Vision Europa“ will ihnen als eine Art „Gelobtes Land“ erscheinen, wo diese Werte der Barmherzigkeit und Fürsorge für den leidenden und schwachen Nächsten gehen, wo die „Charta der Menschenrechte“ auch in der Tat anerkannt wird.

(Ach, ich muß sagen: „will scheinen“! Doch davon gleich mehr!) Und sieht dann der vergleichsweise Durchschnitts-Wohlstand dieser Welt nicht wahrhaft aus wie der in Psalm 132/133 verheißene Segen des Herrn?

Mag sein — aber der Hebräerbrief ist dem neuen Volk Gottes, der Kirche, ein verlässlicher Führer. Er weist auf Abraham, den Vater des alten Gottesvolkes und damit auch auf unseren Vater im Glauben hin, der „ein Gast gewesen ist in dem verheißenen Lande wie in einem fremden ... denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist“ (Hebr. 9,10).

Das ist eine Warnung für uns westliche Christen, daß wir das „westliche Europa“ mit seinen noch nicht ganz vergessenen christlichen Werten nicht mit dem anbrechenden Reiche Gottes, der civitas Dei, dem „himmlischen Jerusalem“ verwechseln; daß wir nicht meinen, uns in einem christlichen „Sieg“ unserer Gesellschaftsordnung, die sich eben von der „Vision Europa“ speist, sonnen zu können.

Zudem wissen wir, daß dem alten Gottesvolk sein Gelobtes Land, in das Gott es geführt hatte, wieder genommen worden ist; wie die Propheten ihm kündeten: weil es andere Götter neben dem Herrn angebetet und verehrt hatte und wegen sündigem Ungehorsam gegen Gottes Gebot. Und Jesus der Messias sah voll Bitternis, daß das irdische Jerusalem Seinem Volk, den Kindern Israel, verlorengehen würde (Matth. 23, 37 f; Luk. 21, 20-24), wegen des Unglaubens und wegen des Ungehorsams des alten Gottesvolkes. Die Apostel und deren Schüler wurden Zeugen der zweimaligen Eroberung und schließlich gänzlichen Zerstörung. (Jetzt gibt

es durch Gottes gnädige Führung wieder ein Israel im Heiligen Land - aber ob es wird bleiben dürfen ?)

Jedenfalls müssen wir ehrlich zugeben, daß es bei näherem Hinsehen an der Verwirklichung der „Vision Europa“ allenthalben hapert. Ja, selbst da, wo die Menschen in unserer Gesellschaft Gott als den Schöpfer, Herrscher und Erhalter dieser Welt und ihrer selbst anerkennen, wo sie die Lehren des Christentums ihrer Gesellschaft für nützlich halten, huldigen sie in Wirklichkeit anderen Göttern neben Gott.

Martin Luther sagt: „Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott.“ Man könnte auch sagen, der, dem man dient, dem man sein Leben am ernstlichsten widmet, der oder das ist der Gott des Menschen.

Von der Tatsache, daß es unmöglich ist, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen, spricht unser Herr Jesus Christus Selbst (Matth. 6,24 - wieder in der Bergpredigt, der „Magna Charta“ des Gottesreichs!). Geld und Besitz sind hier ausdrücklich mit dem Namen eines Götzen, eines Abgotts, gekennzeichnet, um klarzumachen: Das Geld, der Besitz, haben für viele Menschen den Charakter eines Abgottes; ihr Erwerb und Erhalt kann zum letzten Lebensziel und Zweck ihres Lebens, zum Kult, werden.

Sind in unserer Welt diese Züge nicht zu Hause, wie sie zu allen Zeiten zu Hause waren? Und sind die beiden Teile Europas in *dieser* Hinsicht nicht nur dadurch unterschieden, daß die einen mehr zu bewahren trachten, was sie haben, während die anderen bestrebt sind, es auch zu erringen? Wie oft wird der Anspruch der Nächstenliebe der Erhaltung oder dem Erwerb von Geld und Gütern geopfert, von Menschen, Gruppen, Staaten, ja, auch von kirchlichen Institutionen!

Und dann das Friedenhalten und gar Friedenstiften! Obgleich heute viele Menschen, einfach durch das Benützen ihres - wie wir wissen, von Gott gegebenen - Verstandes eingesehen haben, daß unsere ganze Welt sich so entwickelt hat, daß sie Frieden halten müßte, um überhaupt zu überleben, bewaffnen sich die Menschen allenthalben auch in diesem unserem Kontinent Europa, der einen ganz neuen Frieden in freundschaftlichem Zusammenleben sucht, sie schießen aufeinander, um ihre Ziele durchzusetzen.

Weithin herrscht die Überzeugung, daß man nur mit Gewalt sein Ziel erreichen kann. Man kann ohne weiteres davon sprechen, daß es einen Kult der Gewalt in unserer Gesellschaft gibt. Besonders klar liegt er auf der Hand, wenn es um die mit Schlagketten, Schlagringen, Molotowcocktails und auch Schußwaffen ausgerüsteten jugendlichen Schlägerbanden im Osten und Westen Europas geht. Das gab es schon in beiden Machtbereichen des Kalten Krieges, nur daß inzwischen die äußere Ausrüstung des Schlägers (Rockers, Hooli-

gans, Rowdies) sich nach dem „westlichen“ Vorbild richtet.

Hier gibt es nicht nur die Überzeugung, daß ich mich nur mit Gewalt durchsetzen kann und daß ich das auch will, sondern es gibt auch Freude, Vergnügen, Spaß an rücksichtsloser Gewaltausübung - und das heißt wiederum Freude an der Erniedrigung und Schändung, der Verletzung, ja Tötung dessen, der mich „stört“, als der Alte oder Schwache, als der Behinderte oder der „Fremde“, der nicht meinem Volk oder gar meiner „Rasse“ (was immer das sei) angehört, der „nicht mein Typ“ ist.

Dieser Kult der Gewalt in unserem Europa hat - zum Teil sorgfältig verheimlicht - ein viel weiteres Feld, z. B. jene unheimliche Welt der Horrorfilme und Gewaltvideos, an denen sich ja nicht nur Jugendliche ergötzen, wie oft vorgegeben wird. Auch Erwachsene schauen sie an, beschaffen sie, sorgen dafür, daß sie produziert werden. (Und hier steht dann die Tatsache des Vorhandenseins des Kults der Gewalt im Dienste des Kults des Gelderwerbs mit allen Mitteln!) In diesen Filmen liegt die Tatsache der grundsätzlichen Mißachtung der Menschenwürde, ja die Lästerung des Menschen in seiner von Gott geschenkten Würde (vgl. auch Ps. 8, 6) klar auf der Hand!

Der halb geheime Kult der Gewalt hat ganz tiefe Wurzeln in unserer Gesellschaft; er spielt in unserem Wirtschaftsleben eine Rolle, wie in unseren Nachbarschaftsverhältnissen, auch in vielen Arten des Sports. Auch da, wo Gewalt legitim im Zusammenhang des Regierens ausgeübt wird, um Recht und Ordnung zu erhalten und dem Bösen zu wehren, hat sie unter dem Einfluß des Kultes der Gewalt, des Umstandes, daß man an sie glaubt, die Tendenz, Menschen zu verletzen, sie menschenunwürdig zu behandeln, ja schlicht unmenschlich zu werden.

Sind die Christen, ja sind selbst kirchliche Institutionen dagegen gefeit, dem Abgott der Gewalt zu huldigen? Weshalb nehmen dann einige, auch wenn sie meinen, im Recht zu sein, der anderen Kirche das Kirchengebäude - sogar während des Gottesdienstes - mit Gewalt weg? Warum sagen viele Bischöfe und Pfarrer nicht im Gefolge unseres Herrn Jesu: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“ (Joh. 18,11), wenn ihre Landsleute, die ihre Gemeindeglieder sind, das Blut anderer Menschen vergießen, um ihr Recht durchzusetzen?

Wir denken hier eben voll Besorgnis an viele Vorgänge im sogenannten postkommunistischen Bereich Europas. Die viele Jahrhunderte alte Geschichte Ost- und Südosteuropas hat es mit sich gebracht, daß nationale und konfessionelle Identität, also ethnische Grenzen und die Grenzen zwischen getrennten Kirchen, dort weitgehend zusammenfallen. Nachdem die kommunistische Utopie, die nationalen Spaltungen durch eine

neue sozialistische Identität überwinden zu können, die konfessionellen - wie auch die interreligiösen - Gegensätze wegen Aussterben des Glaubens an Gott und der Kirchen und Religionsgemeinschaften auf den Schutthaufen der Geschichte werfen zu können, zusammengebrochen ist, tauchen die alten nationalen und konfessionellen und interreligiösen Gegensätze wieder auf und erweisen sich als höchst lebendig.

In einer Gesellschaft, wo viele Menschen ernsthaft nach dem Christlichen an Jesus Christus und den durch Ihn vermittelten ethischen Werten fragen, bieten ihnen Christen und christliche Kirchen - denken wir daran: für Nicht-Gläubige sind das einfach gesellschaftliche Institutionen, die im Namen des christlichen Glaubens auftreten! - das Schauspiel, daß sie vor allem eilen, einander den wieder zugänglichen kirchlichen Besitz „weg-zuschnappen“, sich so viel wie möglich davon zu sichern, und das in so vielen Fällen nicht auf dem Wege von Verhandlungen oder eines „zivilisierten“ „Rechtsstreits“-wenn es denn sein muß -, sondern durch Schaffung eines möglichst eklatanten „fait accompli“ mit mehr oder minder handgreiflicher oder mehr heimlich in Anspruch genommener Gewalt.

Da haben wir denn die Abgötter unserer Zeit zusammen: das Hängen am Besitz, der Glaube an den Erfolg von Gewalt - und vielleicht das Absolutsetzen des Wohlergehens der eigenen Gruppe, sei sie national oder christlich-konfessionell oder anders religiös definiert, des - auch gewalttätigen, kriegerischen - Eintretens für sie unter Abwertung des Lebensrechts und Mißachtung der Menschenwürde, der Menschenrechte, auch schon den Charakter der Abgötterei: „Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott!“

Der „Westen“ Europas hat eine andere Geschichte des Verhältnisses von Nation und Konfession als der Osten und Südosten. Seine führenden Eliten, auch die kirchlichen, fühlen sich oft hoch erhaben über die Nationalitätenkonflikte des europäischen Ostens; sie erscheinen ihnen angesichts ihrer „Vision Europa“ als töricht und irrational - und vergessen darüber ihr durchaus „westliches“ Nordirland. Überhaupt sind das Über-alles-Setzen nationalen Eigennutzes und ungenügende Wahrung des Rechts von ethnischen Minderheiten, ja selbst Formen des Rassismus, wie wir wissen, im Westen nicht ausgestorben und nicht nur bei den oben schon apostrophierten Schlägerbanden und deren Gewaltkult zu Hause.

Und sind wir eigentlich sicher, daß die ganze „Vision Europa“ nicht eigentlich eine Art europäischen Super-nationalismus anstrebt, der durchaus bereit ist, da, wo er es für den eigenen Nutzen für förderlich hält, die Menschen- und Lebensrechte der Nicht-Europäer mit mehr oder minder subtiler Gewaltanwendung zu verletzen und den eigenen Besitz zu erhalten?

Die Kirchen und die Christen des „Westens“ erscheinen zwar, deutlicher als im „Osten“, durchaus distanziert zu dem allen. Aber daß man selbst in ihrem Milieu insgeheim der Gewalt mehr zutraut als dem „bloßen“ christlichen „Wort“, muß man leider auch sagen.

Ich will dafür ein Beispiel anführen. Der Rat der katholischen Bischofskonferenzen Europas und die Konferenz Europäischer Kirchen haben sich bekanntlich äußerst angestrengt, im serbisch-kroatischen kriegerischen und äußerst zerstörerischen und blutigen Konflikt Frieden stiften zu helfen und deutlich zu machen, daß der konfessionelle Unterschied, selbst wenn er als Gegensatz verstanden wird, nicht als Rechtfertigung für die Minderung, ja Vernichtung des Lebens, der Lebensgrundlage und des Lebensrechts des „anderen“ dienen kann und darf. Dies war wegen der dauernden Identifizierung von Nationalität und Konfessionalität in einem besonders typischen Falle nicht ganz leicht zu bewerkstelligen.

Doch am 24. August 1991 kam ein Treffen zwischen Patriarch Pavle von der Serbischen Orthodoxen Kirche und Kardinal Kuharic für die katholische Kirche in Kroatien zustande, und beide richteten ein gemeinsames ergreifendes Wort an die kriegführenden Parteien, das schreckliche Blutvergießen einzustellen.

Ich war in jenen Tagen und Wochen im Ökumenischen Institut in Bossey, um an Studienseminaren des ÖRK und der KEK teilzunehmen und habe es miterlebt, wie nicht nur die weltlichen Nachrichten-Agenturen und Zeitungen sich für diese Nachricht einfach nicht interessierten, sie nicht abnahmen, das Wort der beiden Erzhirten nicht einmal auszugsweise zitierten!

Die kirchlichen Nachrichten-Agenturen brachten es zwar, unterließen aber weithin eine Erläuterung zur tragischen konfessionell-nationalen Vorgeschichte und einen Hinweis darauf, wie schwierig es für die beiden Kirchenoberhäupter war, sich überhaupt zu treffen. War doch die öffentliche Meinung in beiden Völkern bis in Teile der Geistlichkeit der beiden Kirchen hinein von Ablehnung jeglichen Gesprächs, ja von Feindschaft, Haß und (fast das Schlimmste!) von Verachtung geprägt.

Hinter diesem Desinteresse der Presse, dem Sichwenig-Mühe-zur-Erklärung-Geben, dem selbst Kirchenblätter folgten, stand unausgesprochen ein „Was helfen schon Worte, nichts als Worte“. Und so setzte man hier und da selbst in der kirchlichen Publizistik unterschwellig mehr auf die brachiale Gewalt als auf die christlichen Mahnworte von Kirchenführern.

Dabei hätte diesem gemeinsamen Wort von Patriarch Pavle und Kardinal Kuharic bei genügender publizistischer Verbreitung durchaus mehr Einfluß zukommen können in unserem medialen Zeitalter; es hätte zumindest das Bild der beiden in diesem Konflikt „beteiligten“

Kirchen in den Augen der säkularen Weltöffentlichkeit verändert. Man hätte nicht geglaubt, sie nähmen das Morden und Vertreiben widerspruchslos hin ... Und so kann man nur mit dem Propheten Jesaja sagen: „Wer glaubt dem, was uns verkündet wurde, und wem ist der Arm des Herrn offenbar?“ (Jes. 53,1)

Und da sind wir beim Thema unserer Kirchen, unserer getrennten Kirchen, in all dem, was es um die Vision eines friedlich und brüderlich lebenden Europa sein könnte.

IV.

„Mission und Evangelisierung in Europa heute“ ist das Thema des diesmaligen Treffens von CCEE und KEK. Ein wahrhaft wichtiges Thema! Europa braucht, wie alle Menschheit, die Botschaft des Evangeliums. In den sozialen, aber vor allem auch in den ethischen Zusammenbrüchen der postkommunistischen Welt besteht eine große Nachfrage nach der Botschaft des Christentums, der praktisch ausgeübten Nächstenliebe der Kirchen - eine große Chance für christliche Mission. Auf den europäischen „Westen“ und das Evangelium von Jesus Christus komme ich gleich zurück. Bleiben wir einen Augenblick beim „Osten“. Was sehen wir da?

Die „westlichen Kirchen“, zu denen im kirchengeschichtlichen Verständnis auch die amerikanisch-kanadischen Kirchen gehören (vgl. die Zusammensetzung der KSZE!), stürzen sich im Wetteifer auf dieses sich so durstig öffnende Missionsfeld. Aber nicht gemeinsam im Namen des Einen Herrn und Seines Evangeliums, sondern sehr betont als getrennte Kirchen, die miteinander wetteifern. Ach, wetteifern nicht im Sinne, wer mehr Glaubensferne zu Christus bekehrt, sondern wer mehr „Terrain“ gewinnt: Es sind vor allem die „einheimischen“ orthodoxen Kirchen, die sich von einem protestantischen und einem sowohl lateinisch-katholischen als auch griechisch-katholischen Proselytismus angegriffen fühlen.

Aber auf dem Boden Rußlands ist selbst die „westliche Orthodoxie“ in Gestalt der „Russischen Orthodoxen Kirche im Exil“ bzw. „im Ausland“ an diesem „rush“ der Missionare zur Gewinnung von Gläubigen (und von Boden und Gebäuden und öffentlichem Einfluß!) beteiligt.

In der KEK, in den regionalen oder nationalen „Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen“ oder „Ökumenischen Räten“ sprechen wir voneinander als „Schwesterkirchen“. Gehen unsere Kirchen hier schwesterlich vor?

Wenn wir in solchem Kontext von „Kirchen“ sprechen, dann verbinden wir damit einen Bedeutungsgehalt, der in unserer säkularen und profanen Welt üblich ist: Wir meinen damit die kirchlichen Hierarchien, Bürokratien

und Entscheidungsträger für die kirchlichen Korporationen, so wie sie unsere Staaten juristisch registrieren.

Diese säkulare Welt aber weiß auch, daß „die Kirche“ - welche der vorfindlichen vielen es auch sei - als „mystischer Leib Christi“ sich für unfehlbar hält, und hier liegt angesichts des tatsächlichen Handelns „der Kirchen“ ein wichtiger Grund der Verslossenheit für das Evangelium Jesu Christi im „Westen“ vor. Sie gibt Anlaß für die übriggebliebenen eingefleischten Atheisten im Osten, auch jetzt ihre Polemik gegen die „Kirchenleute“ fortzusetzen.

„Die Kirche“ wird als gesellschaftlicher Macht- und Einflußträger gesehen - mehr nicht; in diesem Kontext aber dann oft als gefährliche aggressive Größe. Und das übrigens nicht nur in bezug auf das Handeln „der Kirchen“ im postkommunistischen „Osten“ - davon wissen viele unserer westlichen Atheisten und kirchenfernen Menschen oft gar nichts -, sondern auch in bezug auf die Haltung und das Handeln „der Kirche“ in unserer eigenen westeuropäischen Gesellschaft.

Hier ist unsere Ekklesiologie - und zwar als getrennte Kirchen! - gefragt. Man hat unser Jahrhundert zwar auch schon das „Jahrhundert der Kirche“ genannt, und man meinte damals auch ein Jahrhundert ekklesiologische Nachdenkens. Und in der Tat hat das 20. Jahrhundert wichtige ekklesiologische Aussagen hervorgebracht. Die wichtigsten waren wohl die entsprechenden Constitutionen des II. Vatikanischen Konzils.

Aber auch die bilateralen Dialoge zwischen Kirchen und Kirchenfamilien und ökumenische Versammlungen haben versucht, ihren Beitrag zu leisten. Nicht zuletzt müssen die großen ekklesiologischen Entwürfe großer Theologen katholischer, evangelischer und orthodoxer Provenienz genannt werden, die alle über die Grenzen ihrer eigenen Konfessionskirche hinaus gewirkt haben in dem, was sie über die Kirche, die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, unseres gemeinsamen Glaubensbekenntnisses gesagt haben.

Schauen wir auf den historischen Boden, der das Entstehen großer ekklesiologischer Entwürfe gefördert hat. Es war die ökumenische Bewegung, ohne Zweifel. Ihre ersten Wurzeln, noch im vorigen Jahrhundert, lagen bekanntlich vor allem in drei Phänomenen:

1. In der Unglaubwürdigkeit, mit der die Trennung - und teilweise Feindschaft - der Konfessionen jeder christlichen Mission zusetzte;

2. in den ungeheuren Ansprüchen, die ein wahrhaft christliches Zeugnis und christliches Handeln in den gesellschaftlichen Nöten der Menschen in einer nominell christlichen, aber de facto weithin entchristlichten „europäischen Welt“ stellte - hier ging es ebenfalls um Glaubwürdigkeit der Kirche(n) und der Christen; und

3. in dem wiedererwachenden innerkirchlichen Gefühl für die Sündhaftigkeit der Gespaltenheit der Christenheit, für die Untreue gegenüber dem hohepriesterlichen Gebetswunsch unseres Herrn, „... daß sie alle eins seien, gleich wie Du, Vater, in Mir und Ich in Dir: daß sie auch in Uns seien, damit die Welt glaube, Du habest Mich gesandt" (Joh. 17, 21).

Heute steht bei vielen Christen, ganzen Gruppen von Christen, ja, ganze Kirchen, „die Ökumene" nicht hoch im Kurs. Die Gründe sind, soweit ich sehe, in West- und Osteuropa verschieden.

Im Westen gibt es einmal an der Basis der Kirchen, aber auch in ihren führenden Kreisen, eine Enttäuschung darüber, daß „nichts vorwärts gehe, aber vieles zurück" — die verfaßte Ökumenische Bewegung trete auf der Stelle, u. ä. Dies tritt besonders in jenen Kreisen fast aller Kirchen auf, die sich in Distanz und Widerspruch zu dem befinden, was sie allein auf Selbsterhaltung und Selbstrechtfertigung bedachte „Amtskirche" nennen; sie werfen der Ökumenischen Bewegung vor, daß sie eine Sache der zwischenkirchlichen Diplomatie geworden sei und nicht mehr.

Weitgehend verbirgt sich hinter diesem Argument (wie auch hinter anderen) ein Generationsproblem in den Kirchen, hier speziell das Mißlingen einer Weitergabe des ökumenischen Stafettenstabes.

Doch fürchte ich, daß hier auch einem bisher noch nicht genannten Abgott der westlichen Zivilisation von heute geopfert wird: der Idee der Selbstverwirklichung, auch in der kollektiven Identität der Nation und/oder Konfession. Plötzlich ist das Unterscheidende interessanter als das Gemeinsame.

Anders begründet, aber vielleicht von ähnlichen Affekten gespeist, ist der Antiökumenismus, der Bibel- und Traditions-„Fundamentalismus", der in fast allen unseren Kirchen um sich greift, und das gilt nun schon vom Westen wie vom Osten, wie es einen orthodoxen Fundamentalismus aus vielen historisch verständlichen Gründen gibt und wo er nun durch die neue fundamentalistische Mission der westlichen Christen, seien es die „Missionare" wesentlich amerikanischer Freikirchen oder „vorkonziliar gesonnene katholische Priester und Gläubige", bestärkt wird. (Und vor dem ebenfalls wachsenden islamischen Fundamentalismus fürchten sie sich, statt nach der historisch soziologischen Begründung zu fragen.)

Die ungelöste Frage ökumenischer Ekklesiologie wird hier de facto durch Wiederaufnahme von Vorstellungen des fast schon überwunden geglaubten Konfessionszeitalters gelöst. Man sonnt sich in der Vorstellung, daß man der allein rechtgläubigen, allein seligmachenden Kirche angehört — und ein wenig auch darin, daß die anderen „Ketzer", „Häretiker" dem Verderben anheim-

fallen, seien es nun für viele Orthodoxe der „verfaulende Westen" oder für viele westliche Christen (fundamentalistische Katholiken und Protestanten sitzen hier oft in einem Boot, ja es gibt unter ihnen vielfach eine Art eigene „Ökumene") „die dem ‚christlichen Abendland' fremden Orthodoxen", die jeder weltlichen Macht, die sich in „ihren" Ländern etabliert, sklavisch zu Willen seien und die ein in und aus Nächstenliebe kritisches Gegenüber zum Staat, auch zum offen atheistischen oder unchristlichen und säkularen Regime, zu Staat und Gesellschaft angeblich nicht kennen.

Wie solch eine Haltung sich von der der Pharisäer zur Zeit Jesu Christi unterscheidet, muß man mir noch erklären. Für mich trifft die Kritik des Herrn an denen, die sich im Interesse der eigenen Unbeflecktheit von den Mitmenschen, in Sonderheit von Christen anderer Prägung, absondern, auch heute noch zu: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen" ... (Matth. 23, 15 ff.).

Und schließlich gibt es in den Kirchen der postkommunistischen Länder Europas noch ein Argument gegen die Ökumene: „Sie war bei den Kommunisten erlaubt und wurde von ihnen als ein Mittel zu deren politischen Zwecken gebraucht — also muß sie, wie der Kommunismus selbst, etwas Antikirchliches, womöglich sogar Antichristliches sein". Daß die Teilnahme am Ökumenischen Rat der Kirchen zunächst Jahrzehnte verboten war und daß noch lange nachher ökumenische Kontakte am Ort in kommunistischen Ländern unerwünscht waren und geheimpolizeilicher „Behandlung" unterlagen, davon kann auch ich aus persönlicher Erfahrung ein Liedlein singen!

Doch das ist vergessen, anscheinend. (Siehe unten zum historischen „Manichäismus" !) Auf sozialer Ebene wird diese oben beschriebene antiökumenische Haltung von heute noch verstärkt durch das Wissen, daß zur Zeit der kommunistischen Herrschaft nur bevorzugte, besonders „gesiebte" „Reisekader" an ökumenischen Versammlungen, Konferenzen und Konsultationen teilnehmen durften.

„Eine von den Kommunisten gesteuerte Sache! Sie kann mit Kirchlichkeit nichts gemeinsam haben." Auch dieses Argument trifft sich bestens mit fundamentalistischen westlichen Äußerungen über die ökumenische Bewegung als „trojanisches Pferd des gottlosen Kommunismus". Sendboten aus dem „freien Westen" bestärken ihre östlichen Brüder und Schwestern gerne in solchem Denken.

V.

Arme Väter und Mütter der ökumenischen Bewegung! Wo ist im Bewußtsein der heutigen Christen noch lebendig, was euch zu euren ökumenischen Mühen getrieben

hat? Jedenfalls nur bei der Minderzahl. Eine ganz tiefe Quelle der ökumenischen Bewegung aber bleibt merkwürdigerweise fast ganz aus dem Bewußtsein Europas „Ost und West“: das ist die gemeinsame Erfahrung der Christen in der Verfolgung durch totalitäre Regime.

Das deutsche geflügelte Wort vom „Jahrhundert der Kirche“, das ich vorhin zitierte, ist der Titel einer Veröffentlichung des Jahres 1950, wenige Jahre nach der Befreiung Deutschlands und damit auch seiner Kirchen vom Nazi-Regime. In seinen Konzentrationslagern und in den Leiden des zweiten Weltkrieges hatten die Christen neu erfahren, was Kirche Jesu Christi ist, eine den Herrn aus der Tiefe des Leidens lobpreisende eucharistische Gemeinschaft, die mitten in Tod und Verderben teilhaben darf am freudigen Vorgeschmack der endgültigen Gemeinschaft mit Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist im Himmelreich.

Die konfessionellen Unterschiede traten zurück in der Gemeinsamkeit des Christusbekenntnisses gegenüber den ungläubigen Verfolgern und ihrem Anhang.

Ich entstamme noch dieser Generation, deren ökumenisches Bemühen - und deren Leiden an der Getrenntheit der Kirche noch in diesen Erlebnissen des Krieges und der Nazi-herrschaft wurzeln-die Kirche als Gabe Gottes damals entdecken durfte. Aber wir werden immer weniger - und es ist uns nicht gelungen, diese für uns bestimmende Grunderfahrung an die jüngeren Generationen unserer Kirche, unseres Landes zu vermitteln ...

Im Osten Europas liegt diese Erfahrung viel weniger weit zurück, ist nicht nur Sache heute alter Menschen. Im GULAG gab es diese Ökumene ja auch: Ich weiß von ihr aus meinem eigenen russischen - auch rumänischen und slowakischen - Freundeskreis. Doch wer spricht in den Kirchen der postkommunistischen Welt laut von ihr, ich möchte sagen: Wer bekennt sie?

Hermann Goltz hat in diesem Zusammenhang von der Gefahr eines „Geschichts-Manichäismus“ gesprochen, „der in der Zeit ‚nach der Wende‘ in Europa die Stunde Null der Geschichte sieht und nicht die Lasten, aber auch nicht die Chancen sehen will, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinreichen ...“.

Ich muß Ihnen gestehen, liebe Brüder und Schwestern, daß ich meine, daß hier die ekklesiologisch wichtigste Wurzel für das Wiedergewinnen der Einheit der Kirche ist. Ich halte sie für ökumenisch viel relevanter als viele „Sonntagsreden“, wenn wegen ihrer „fanatischen Religiosität“ verurteilte Frauen eines sowjetischen Straflagers, orthodoxe, katholische, baptistische Christinnen, sich freiwillig zum Begräbniskommando melden, trotz der schweren traurigen Arbeit dort, damit sie allen Frauen, von denen sie wissen, daß sie sich ein religiöses Begräbnis wünschen, ein solches schaffen, über den Toten heimlich beten, ehe sie sie in der Salzsteppe

verscharren und in den Sand auf dem Grabe ein „orthodoxes“ oder ein „katholisches“ Kreuz zeichnen, den Jüdinnen einen Davidstern.

Ich halte es für die wahre Ökumene mehr fördernd als viele Deklarationen, wenn später, als die Überlebenden dieses Lagers frei sind und zwei von ihnen, eine katholische Christin und eine orthodoxe (heimliche!) Nonne, hören, daß Papst Paul VI. und Patriarch Athenagoras sich in Jerusalem treffen werden, sich diese beiden Frauen sogleich telefonisch verständigen: „Wir müssen sehr beten für die beiden!“

Die Spaltung der Kirche war überwunden an jenem Ort und in jenem Moment, als wiederum in der Verfolgung, im Lager, ein lutherischer Christ sein Ende nahen fühlte und gerne beichten wollte und dann die Absolution und die Kommunion empfangen. Ein lutherischer Pfarrer war nicht da, wohl aber ein katholischer Priester unter den Mitgefangenen, und der wollte auch gern die Bitte seines sterbenden christlichen Bruders erfüllen.

Doch er wußte, daß dieser einfache wolgadeutsche Bauer ein sehr treuer Lutheraner war. Wie sollte er ihn fragen, ob er auch an die heilige katholische Kirche glaube, da dieser unter „katholisch“ immer die andere römisch-katholische Konfession verstanden hätte, war deshalb doch in seinem deutschen Glaubensbekenntnis das „katholisch“ mit „allgemeine christliche Kirche“ interpretiert.

Und so fragte er ihn: „Glaubst du an die heilige Kirche, die unser Herr Jesus Christus gegründet hat?“ - „Ja“ war die Antwort, und der leidende Bruder konnte die Kommunion empfangen.

Ist dies nicht eine kostbarere Definition als manche gedrechselte und doch mit Wenns und Abers versehene ökumenische Definition aus unangefochtenen Zeiten? Ich weiß sehr wohl, daß man mir entgegen wird: „Ja, das geschah in extremis; das ist ja auch völlig in Ordnung; aber in normalen Zeiten müssen andere Maße gelten.“ Dennoch meine ich, daß diese ökumenischen Erfahrungen aus den großen Christenverfolgungen unseres Jahrhunderts nicht so einfach verdrängt und vergessen werden dürfen.

Ich halte den russischen Religionsphilosophen Wladimir Solowjow, der schon im Ausgang des vorigen Jahrhunderts so an der Trennung der Kirche litt, für einen echten Propheten der christlichen Kirche. Er hat vorausgesagt, daß die endgültige Vereinigung der Kirchen in ihrer Austreibung und Verfolgung geschehen werde.

VI.

Überhaupt die Christen, die getrennten Kirchen und ihre Geschichte! Und wo von Geschichte die Rede ist, muß auch hier in dieser Welt von historischer Schuld die

Rede sein, nicht nur - Kirche in der Geschichte hat auch viele andere Aspekte! -, aber auch. Und das in unserem Jahrhundert vielleicht ganz besonders.

Für die unerhörten Leiden, die in unserem Jahrhundert Menschen anderen Menschen zufügten - und das im Namen von Weltanschauungen und „wissenschaftlichen“ Überzeugungen - will man die Schuldigen benennen. Und in den Augen von Zeitgenossen, die der Kirche fern und fremd sind, steht es „der Kirche“, „den Kirchen“ als einer gesellschaftlichen Institution unter anderen nicht zu, von diesen Fragen ausgenommen zu werden.

Hier ist die ökumenische Ekklesiologie oder, wenn Sie so wollen, die Ekklesiologie unserer getrennten Kirchen, gefragt und hat m.W. noch keine befriedigende Antwort gegeben. Die Dogmatiker all unserer Kirchen sind sich einig, daß es keinen ekklesiologischen Entwurf unter den vielen weiter oben genannten gibt, der alle Aspekte erschöpfend erfaßte.

Unser Herr und Seine Apostel sprachen über die Kirche in Bildersprache. Die Kirche ist so z. B. der „Tempel aus lebendigen Steinen“ (1. Petr. 2, 5), die mystische „Braut“, „Verlobte“, ja „Ehefrau“ (Offb. 22,17; Eph. 5, 2832), sie ist vielleicht auch das Weizenfeld, von dem unser Herr spricht, in dem der Weizen des Gottesreiches noch nicht von dem Unkraut geschieden ist (Matth. 13, 24 ff.).

In unserem Jahrhundert sind besonders die apostolischen Aussagen von der Kirche als mystischem Leib Christi (1. Kor. 11) und als neues Gottesvolk, das auf der Wanderschaft zum himmlischen Zion, zur „bleibenden Stadt Gottes“ ist (Hebr. s. o.), von Wichtigkeit geworden.

Die zeitweise einseitige Betrachtung der Kirche als Leib Christi hat m. A. n. - ich bitte um Vergebung, auch mir ist dieses Mysterium teuer! - die Gefahr mit sich

gebracht, christologische Häresien analogisch auf die Kirche zu übertragen. Es gibt einen Monophysitismus, der so einseitig das Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche und ihrem ordinierten Amt betont, daß die irdische Kirche, die Menschen in ihr als Gemeinschaft und besonders ihre Leiter, praktisch keine Schuld auf sich laden können - was immer sie auch tun. Und so brauchen sie auch keine zu bekennen - meinen sie -, auch wenn Menschen in und außerhalb der Kirche kirchliche Schuld, Schuld von Gliedern der Kirche und ihrer Leiter, ja vielleicht ganzer verblendeter Generationen in der Kirche benennen.

Oder man hängt einer Art extrem dyophysitischer ekklesiologischer Analogie zu „nestorianischer“ Trennungs-Christologie an. Dann gibt es eine „reine“, heilige himmlische Kirche bei Gott, mit der die vorfindliche schuldbehaftete irdische Kirche fast nichts zu tun hat. Doch all diese Unterscheidungen in himmlische und irdische, unsichtbare und sichtbare, kämpfende und triumphierende Kirche befriedigen nicht, denn es fehlt die ekklesiologische Entsprechung zum „zwei Naturen - eine Person“. Die eine Kirche unseres Glaubensbekenntnisses ist nicht nur eine weltweit, sondern auch im Himmel und auf Erden und auch in der Geschichte.

Hier hilft nun das Verständnis des Hebräerbriefes von der Kirche als wanderndem Gottesvolk weiter, mit dem die „Wolke“ der vollendeten „Zeugen“ zieht (Hebr. 12, 1). Und dann können wir die Worte des Apostels hören, mit denen er fortfährt: „Lasset uns ablegen alles, was uns beschwert, und die Sünde, die uns ständig umstrickt.“

Dazu gehört aber auch, daß wir die Sünde bekennen und anerkennen vor Gott und den Menschen. „Denn als ich es verschweigen wollte, verschmachtetete meine Gebeine - ... Deine Hand lag Tag und Nacht schwer auf mir ..“ (Ps. 31/32, 3f.). Dies ist nicht nur das Gebet des einzelnen Menschen, sondern auch der Glieder des Gottesvolkes in Gemeinschaft. Davon weiß dieser



Blühende Weidenzweige geben dem Sonntag vor Ostern das Gepräge, an dem die Kirche des Einzugs Jesu in Jerusalem gedenkt. Sie symbolisieren Palmenzweige.

Unser Archivbild zeigt Patriarch Pimen bei der Segnung der Gemeinde am Sonntag Palmarum (vgl. Weibe Ostern im alten Moskau. S. 30 ff)

Pressemitteilung

Gespräche

zwischen Römischem Stuhl und Moskauer Patriarchat

Auf Initiative von Papst Johannes Paul II. und Patriarch Alexius II. von Moskau und ganz Rußland kamen in Genf am 2. und 3. März eine Delegation des Heiligen Stuhles unter Leitung Sr. Eminenz Kardinal Cassidy, Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, und eine Delegation des Moskauer Patriarchats unter Leitung Sr. Eminenz Metropolit Kyrill von Smolensk und Kalinigrad, Präsident des kirchlichen Außenamtes beim Moskauer Patriarchat, zusammen.

Auf diesem Arbeitstreffen untersuchten die Delegationen die Schwierigkeiten, die gegenwärtig zwischen der Katholischen Kirche und dem Moskauer Patriarchat bestehen und die westliche Ukraine betreffen. Auch in anderen Ländern der GUS sind nach der Einrichtung neuer katholischer Kirchenstrukturen in diesen Regionen Disharmonien entstanden. In aller Offenheit haben die Partner die zu den Gesprächen dargelegten Fakten behandelt.

Die Seiten stellten ein unterschiedliches Verständnis dieser Tatsachen fest. Nichtsdestoweniger verdankt

dem Dialog jede Delegation ein besseres Verständnis für die Motive der jeweils anderen Seite.

Was die Situation in der westlichen Ukraine und die beiderseitigen Beziehungen zwischen der Orthodoxen Kirche und der Ukrainischen Griechisch-katholischen Kirche angeht, so waren sich die Delegationen darin einig, daß die gemeinsam im Januar 1990 in Moskau formulierten Grundsätze sowohl von der katholischen Hierarchie als auch von der des Moskauer Patriarchats gebilligt worden sind und Grundlage für alle Maßnahmen bleiben, denen es um Förderung der Bemühungen bei der Bewältigung dieser Situation zu tun ist.

Die katholische Delegation unterstrich, daß alle pastoralen Strukturen, welche die Katholische Kirche in der GUS aufbaut, der geistlichen Betreuung der katholischen Gläubigen dienen wollen. Von orthodoxer Seite wurde die Sorge geäußert, daß die katholischen Strukturen nicht den wirklichen pastoralen Bedürfnissen der Katholiken entsprechen und die Tendenz einer katholischen Expansion nahelegen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden und Vertrauen zwischen beiden Kirchen wachsen zu lassen, wäre es notwendig, daß Apostolische Administratoren und orthodoxe Bischöfe auf ein und demselben Territorium vor der Realisierung von pastoralen Plänen wie z. B. der Schaffung katholischer Gemeinden und anderer Institutionen der Katholischen Kirche einander konsultieren würden.

Über diese und andere erörterte Fragen wurde ein Protokoll angefertigt und angenommen.

Genf, 3. März 1992

Schlüsselsalm kirchlichen Gebets viel: „Darum bekannte ich meine Sünde, und meine Schuld verhehlte ich nicht ... Du vergabst mir die Übertretungen meiner Sünde. Deshalb (!) werden alle Heiligen zu Dir beten zur Zeit der Angst. Darum, wenn große Wasserfluten kommen, werden sie nicht an sie gelangen" (V. 5).

Hier, in der Vergebung der Sünden, durch unsern Herrn Jesus Christus uns allen erworben in Seinem Kreuzestod, liegt die Quelle für die Makellosigkeit Seiner heiligen Kirche. „Tut Buße (ändert euren Sinn, metanoie) und glaubet an das Evangelium", faßt unser Herr Seine Botschaft zusammen (Luk . 1, 15). Die Kirche - auch die getrennten Kirchen alle - haben sie auszurichten - das Thema unseres Treffens!

In unserer modernen Welt der vielen - oft so leeren oder lügenhaften - Worte ist das Zeugnis des gelebten, praktizierten Glaubens wichtig. Das Wort Gottes ist

ein die Menschen veränderndes und erneuerndes Wort. Und wir wissen, wie sehr heute gerade unsere europäische Welt nach Umkehr und „neuen Wegen" fragt.

Neue Wege aber gibt es nicht ohne Erkenntnis und Benennung der begangenen Sünden, auch der kollektiven, in der Gesellschaft eingesteten, die „in den Gebeinen" der Gesellschaft krebsgleich schwären. Diesen reinigenden Prozeß der Umkehr müßten die Kirchen anführen, besonders da sie ihren Herrn Jesus Christus als den Weg, die Wahrheit und das Leben für die Welt (Joh. 14, 6) bekennen.

In diesem Jahr haben zwei hohe Oberhirten ein gutes Beispiel für das gegeben, was heute oft „Aufarbeitung der Vergangenheit" genannt wird. Der eine war Seine Heiligkeit Patriarch Alexius II. von Moskau und ganz Rußland, der voll Kummer über die Kompromisse gesprochen hat, die er gemeint hat, in der Vergangenheit im Interesse der Kirche mit der kirchenfeindlichen,

kirchenvernichtenden kommunistischen Staatsmacht schließen zu müssen — er bereue aufrichtig seine Schwäche, wenn er auch jetzt nicht sähe, wie er hätte damals anders handeln können, wie viele andere Hierarchen auch.

Das andere Beispiel gab Seine Heiligkeit Papst Johannes Paul II., als er die polnische orthodoxe Eparchie von Bialystok im Juni besuchte und für die von polnischen Katholiken verfolgten orthodoxen Gläubigen im Anschluß an den Gottesdienst um Vergebung bat. „Gospodi pomiluj, prosti“ — sagte er zum orthodoxen Erzbischof Sawwa.

(Diese Bitte um Vergebung ist festgehalten auf einer Videokassette vom gemeinsamen Gebetsgottesdienst nach orthodoxem Ritus, den der Papst in der erzbischöflichen Kathedrale von Bialystok mit dem orthodoxen Erzbischof und vielen Vertretern der orthodoxen Geistlichkeit und dem Kirchenvolk feierte. Ich verdanke eine Kopie der Freundlichkeit von Abt Miron des Klosters Suprasl.

Wie schwer manchen Leuten auch nur die Wiederholung einer solchen Bitte um Vergebung, die ja Anerkennung der Schuld umschließt, fällt, zeigt sich, wenn der Papst später im „Osservatore Romano“ so zitiert wird: „We all have our guilt ... In a spirit of mutual reconciliation let us pardon one another.“.

Ich halte diese Wiedergabe für typisch, wie man versucht, solch ein wirklich offenes Bekenntnis von historischer Schuld durch Behauptungen wie: „Wir alle sind schuld . . .“ in ihrem Wert und ihrer Aussagekraft zu verbessern. Natürlich tragen alle Schuld, und niemand ist schuldlos — das sollte aber niemals als Entschuldigung dienen, konkrete Schuld nicht zu benennen und zu bekennen.

Vielleicht sollten wir das Wort unseres Herrn vom Splitter in des Bruders Auge und dem Balken im eigenen Auge (Matth. 7, 1-5) nicht nur auf das Verhältnis von Individuen, sondern auch auf das der Konfessionskirchen und der Volksgruppen, die sie so oft vertreten, anwenden?

Auch ein Beispiel aus meiner eigenen Kirche kann ich anführen. Der frühere Leiter der Behindertenhäuser von Neuendettelsau hat das Diakoniewerk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern mit seiner Euthanasievergangenheit konfrontiert. Der 73jährige Ruhestandspfarrer Karl Fuchs sagte: „Öffentliche Schuld muß öffentlich bekannt werden, wenn Reue ernst genommen wird. Es geht um die Vorgänge der Deportation und Ermordung hunderter geistig behinderter Heimbewohner in der auf Hitlers Befehl durchgeführten ‚Aktion Gnadentod‘ in den Jahren 1940/1941.“

Aber wieviel Unrecht zwischen den getrennten Kirchen ist bis jetzt unausgesprochen, unvergessen und unvergeben geblieben und schwärt in ihren Gebeinen und

damit in ihrer Gesellschaft, in der sie leben! Beispiele wären leicht allzuviele anzuführen ... Ich will hier darauf verzichten.

VII.

Derjenige ekklesiologische Entwurf, der uns am ehesten zum Wiederfinden der verlorenen Einheit hilft, ist m. A. n. die eucharistische Ekklesiologie, wie sie von Vater Nikolai Afanassjew, Paris, als „Kirche des Heiligen Geistes“ entworfen wurde und von Metropolit Johannes (Zizioulas) von Pergamon gerade in bezug auf die Einheit der heiligen Kirche Christi entfaltet wurde und die tiefen Einfluß auf das ekklesiologische Denken auch der anderen Konfessionskirchen ausgeübt hat.

Hier auf der Konferenz habe ich nun von dem Buch von P.J.-M. Tillard, „L'Eglise: L'Ecclesiologie de la Communion“, Paris 1991, erfahren. Ich kenne dies Buch nicht, aber ich kenne das Denken von P. Tillard und erwarte, daß dies eine ganz wichtige Weiterführung der eucharistischen Ekklesiologie als Ekklesiologie der Kommunion, als Teilhabe des ganzen Gottesvolkes an der eucharistischen Gegenwart des Herrn ist.

Diese eucharistische Ekklesiologie ist so wertvoll, weil sie dem Wunder der Einheit der frühen christlichen Kirchen nachgeht, die realiter nur in den Ostkirchen existierte, ohne noch durch Konzilien und übergreifende Kirchenregiments-Strukturen verbunden zu sein, und die doch allenthalben die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche war.

Wo der Herr sakramental gegenwärtig ist durch das Wirken des Heiligen Geistes in Seinem Wort und Seinem versöhnenden Opfertod und die Gemeinde sich lobpreisend um Ihn sammelt, da ist die Kirche gegenwärtig in ihrer ganzen Fülle. Ihre Einheit wurde für den hl. Ignatius von Antiochien sichtbar in dem einen Vorsitzenden der eucharistischen Versammlung, dem Bischof und Nachfolger der Apostel; die Vielzahl der zugeordneten Ämter drückt den Reichtum der Liebe Gottes im Geheimnis der Hl. Trinität aus, wie die Kirchenväter bezeugen.

Das heißt ökumenisch aber, ohne Gewinn der Einheit am Ort, der Einheit der Ortskirche, bleibt alle ökumenische Annäherung fern von ihr, auf irgendwelche „Superstrukturen begrenzt“, ungenügend, unvollkommen, nur ein erster Anfang.

Doch was wir zu dieser Sicht der um den Herrn Selbst versammelten Kirche dazu weiter entfalten müssen, das ist ihre Verbindung mit der Sicht des Gottesvolkes, das durch die Geschichte des Dreieinigigen Gottes mit den Menschen als Sein Volk (laos) aus allen Nationen (ethne) wandert. Es weiß um seine Geschichte als Geschichte mit Gott: Es weiß aber auch, daß Geschichte, christlich verstanden, nicht nur Vergangenheit, sondern auch sich eröffnende Zukunft ist.

Der hier so wichtige Hebräerbrief, der uns klarmacht, daß die Kirche Jesu Christi „hier keine bleibende Stadt hat“ (auch kein „kanonisches Territorium“, kein ihr für immer verheißenes Europa, auch keine spezielle besonders „rechtgläubige“ Nation, kein spezielles Land Gottes, vielleicht auch keine „Inkulturation“, die für alle Zeiten gälte), „sondern, daß sie die zukünftige Stadt sucht“ (13, 14), richtet in diesem Zusammenhang eine eigenartige Aufforderung an uns.

Er erinnert uns daran, daß unser Herr „außerhalb des Lagers“ gelitten hat, „draußen vor dem Tor“, und fügt hinzu: „So lasset uns nun hinausgehen aus dem Lager und Seine Schmach (mit Ihm) tragen“. Da sollen wir im Bewußtsein der „zukünftigen“ „ewigen Stadt“, „deren Baumeister und Schöpfer Gott“ (selbst) sein wird (11, 10), „Ihm allezeit das Lobopfer bringen“ (13, 15). Laßt uns darüber nachdenken, was es heute heißt, mit Jesus Christus aus dem heimatlichen Lager, da man zu Hause ist, an die Stätte der Schmach zu gehen und dort Lobopfer darzubringen.

Wie viele andere Menschen der europäischen Kultur bin ich der Ansicht, daß der großen russischen religiösen Literatur eine Prophetengabe geschenkt worden ist, die sich immer wieder Bahn bricht.

Ich möchte hier aus der großen Dichtung Wjatscheslaw Iwanows zitieren. Sie trägt den Titel „Der Mensch“ und entstand im Winter 1915/16, also noch vor dem Ausbruch der Revolutionen von 1917 und mehrere Jahre vor der Emigration Wjatscheslaw Iwanows.

In ihrem Dritten Teil, der die Überschrift trägt „Zwei Städte“ (russ.: „Dva Grada“), heißt es als Sonett XII:

Die Kinder Gottes gründen die Siedlung des Friedens,
Doch sie selber brauchen kein festes Dach.
Gastfreundlich ist der frische Luftzug der Zelte
Und köstlich der Hauch, der vom Garten Gottes weht.

Wenn schon dauerhafte Ansiedlung die Hürde umringt,
Ruft sie der leichte Hirtenstab in die Nacht der Eichenhaine,
Und an der dunklen Wegscheide, wo alle Winde sich kreuzen,
Erlischt die treue Öllampe nicht.

Ihre Stadt ist das Zeltlager: sie sind weder hier noch dort,
Ob eine Bergesschlucht, ob aufgestelltes Korn - alles gibt ihnen Zuflucht.

Wenn sie verfolgt sind, birgt sie die Mutter' in der Höhle, die sie aufnimmt.

Sie haben den Knoten durchhauen und den Streit
Des Tages' mit Luzifer' in der Tiefe ihres Herzens entschieden,

Indem sie sich selbstlos dem Lamm in Liebe hingaben.

Europa braucht den Dienst der christlichen Nächstenliebe der pilgernden Kirche, noch mehr: der christlichen Feindesliebe, von der wir hier nicht genug geredet haben. Für die Menschen Europas mag das „gemeinsame Haus Europa“ eine hoffnungsvolle Vision sein; vielleicht dürfen wir ihnen helfen, es zu gewinnen. Aber für uns kann das, was wir ihnen zu sagen haben, nur auf das Wort unseres Herrn hinauslaufen: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes (Matth. 6, 33) und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“

Quellen und Anmerkungen

Prof. Dr. Fairy v. Lilienfeld.
„Vision Europa“ - mit getrennten Kirchen?

1 „Una Sancta“ 1991, H. 3, S. 253, im Vortrag „Kulturelle und konfessionelle Vielfalt in Europa heute“, S. 245-254.
2 Osservatore Romano Digest v. 10. Juli 1991, S. 2.

3 Christine-Ruth Müller/Hans Ludwig Siemen, Warum sie sterben mußten - Leidensweg und Vernichtung von Behinderten aus den Neuendettelsauern Pflegeanstalten im Dritten Reich, Neustadt/Aisch 1991.

4 In diesem Titel spielt W. Iwanow auf das Motto des ganzen dreiteiligen Werks an, das ausdrücklich Augustin, De Civitate Dei XIV, 28 zitiert: „Faecerunt igitur civitatis duas amores duo terrenam scilicet amor sui

usque ad contemptum dei caelestem vero arbor dei usque ad contemptum sui.“ - „Zwei Lieben haben also zwei Städte gegründet: die Liebe für sich selbst, die bis zur Verachtung Gottes führt, - die irdische Stadt; die Liebe zu Gott, die bis zur Verachtung seiner selbst führt, - die himmlische Stadt.“

5 In der ganzen Dichtung ist die Gottesmutter mit der Kirche und mit der Frau aus Offb. 12, die mit der Sonne bekleidet ist, identifiziert.

6 D. i. Christus, der mit dem hellen Tag schon seit Kirchenväterzeiten identifiziert wird.

7 W. J. nennt ihn hier wörtlich „den Morgenstern“ in Anspielung auf die jüdische und christliche apokryphe Auslegung von Jes. 14, 12, Geschichte vom Fall Luzifers. Er verkörpert die Macht der Selbstliebe, des „In sich verschlossenen, aufrührerischen Ich“.